

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Graf Artern konnte zufrieden sein. Es ging alles wie am Schnürchen. Der Trauung folgte die Gratulationskur in der sogenannten Galerie und dann das Diner in drei Sälen. Da saß das jung vermählte Paar zwischen der Familie Herrfurth und gegenüber saßen die Brautjungfern mit ihren Herren: Annemarie mit dem Fürsten Kola, und zwei amerikanische Ladies mit einem alten General und dem Regimentskommandeur Vollos; die Ladies hatten vorstehende Zähne und zu kurze Oberlippen; die Offiziere radebrachten ein verzweifeltes Englisch und verfluchten heimlich ihre Pläße. Im dritten Saale speiste neben allerhand jungem Volk, unter dem sich auch Betten befand, die Familie Keschke. Der Burgmüller war gut gelaunt, ließ keine Schüssel vorübergehen und trank von jedweden Wein, den man ihm reichte; nach dem vierten Gange rutschte seine weiße Weste höher, ohne daß er sich Mühe gab, sie wieder in die gehörige Ordnung zu bringen; nach dem fünften Gange begann er seiner Tischdame, der Madame Balsour, hagebüchene Schmeicheleien zu sagen. Um diese Zeit hörte die Madame derselben bereits ganz gerne. Ihre Hängelöcher waren in anmütvoller Bewegung und deuteten auf anhaltend schönes Wetter; auch ihr schmeckte der Crémant rosé, den die Diener unaufhörlich in die Spiegelläser der Damen füllten, ohne das Ausstrinken abzuwarten; ganz wie bei Hofe. Dann und wann nickte sie Grete freundlich zu, die ihr schräg gegenüber saß und einen blutjungen Marenleutnant als Nachbar hatte. Sie amüsierte sich königlich; sie dachte nicht an die Herrnhuterpension, die ihrer wartete; sie genoß den Augenblick. Nein, was machte ihr Nachbar für Wiße! Was, war das für ein famoser Kerl! Was wußte der alles zu erzählen! Er war mit Anketoden geladen, er hatte eine lose Junge, seine charmante Bosheit verschonte niemand. Aber einmal kam er doch in Verlegenheit.

„Sehen Sie 'mal, gnä' Fräulein,“ wisperte er, „die dritte, vierte, fünfte, die sechste Dame von unten, was trägt die um den Hals? Erbarmen, ist das eine Sklavenkette, ist das eine nicht mehr benutzbare Sardinenbüchse, ist dies Gebommel nicht jidschinsulanerhaft?“

„Nein,“ sagte Grete und errötete, „das ist ein sehr altes Erbstück, ich weiß es genau, denn die Dame ist meine Mutter.“ „Bast! Der Leutnant erschrak und stammelte viel, und in Grete erwachte plötzlich ein edler Trotz. „Sie ist meine Mutter,“ wiederholte sie, „und da sitzt mein Vater. Er ist der Burgmüller. Die Burgmühle ist schon seit 1308 in unserm Besitz“ — die Zahl fiel ihr gerade ein — „und solange die Gotterneggs hier regieren, so lange regieren wir drüben. Deshalb duze ich mich auch mit der Prinzessin Anne-

marie, und mein Bruder Otto duzt sich mit dem Prinzen Josef. Die Gotterneggs und die Keschkes gehören sozusagen zusammen,“ schloß sie mit Aplomb.

Der Leutnant sagte „Aha“, wurde ein wenig verlegen, nahm dann sein Sektglas, neigte sich zu Grete herüber und äußerte: „Es lebe die Burgmühle! Auf das Wohl Ihrer Frau Mutter! Seien Sie mir nicht böse. Ich sehe jetzt, daß Geschmeide ist uralt, ich bin ein torichtiger Spottvogel, es ist sicher ein Erbstück von 1402 bis 4...“

Dann schwieg er. Man vernahm: im großen Saale hielt jemand eine Rede. Der alte Herzog hatte auf das Brautpaar getoastet, Fürst Jazil sprach auf die Prinzessin Annemarie; noch einmal nahm auch Pastor Fresenius, der bei Beginn der Tafel das Gebet gesprochen, das Wort, um seine beiden kleinen Konfirmandinnen zu feiern. Durras und Hochs brausten durch die Räume; es war ein großes Rauschen, Knittern, Stühlerücken, Gläserklingen. Unaufhörlich empfing Graf Artern Telegramme. Er gönnte sich wenig vom Genuß des Mahles; er war bald hier, bald dort, und immer sah man neben ihm, ein getreuer Schatten, die Gestalt des Herrn Schloßintendanten auftauchen; natürlich en grand ton, die Uniform war nagelneu, die alte hatte zu lange im Schrank gehangen, sie paßte nicht mehr. Es kamen Telegramme von mancherlei hohen Herrschaften, vom Prinzen Karl Eduard, vom Prinzen Joachim und Ernst Joseph; aber die Freude war groß, als auch ein Drahtglückwunsch aus dem neuen Palais eintraf: Kaiserliche Majestät gratulierten dem „Leutnant Vollos“. Für den schneidigen Herrenreiter und sehr tüchtigen Frontoffizier hatte der Kaiser, der im Offizierskorps der vierten Gardeulanen jeden einzelnen persönlich kannte, viel übrig; den lieberlichen Leutnant hatte er gelegentlich gerüffelt. Man erzählte, der hohe Herr habe bei der Nachricht von der Verlobung Vollos zustimmend geäußert: „Sehr vernünftig, da rangiert er sich wieder; der größte Strich hat das größte Glück...“ John Francis Simpson Esqu. ließ das kaiserliche Telegramm unbemerkt in seine Taschen wandern; das wollte er mit über das Wasser nehmen; das wollte er Bill Watson unter die Nase halten und auch dem langen Egerton Thumb; das sollte sie ärgern, bis sie grün wurden, diese großschnauzigen Old Fellows, die sich wunder was einbildeten, weil der eine einen italienischen Conte und der andere einen französischen Edelmann mit zweifelhaftem „de“ zum Schwiegerjohn hatte. John Francis schmunzelte; er war rasiert, er sah minder struppig aus als sonst; er trug auch ein farbiges Bändchen im Knopfloch, und fragte ihn dieser und jener: „Wo haben der Herr Oberstgident?“ so antwortete er kopfnickend: „Unter General Lee — yes...“ Auf Einzelheiten ließ er sich nicht ein.

Es wurde rasch serviert. Lemog, der erste Kammerdiener, ersetzte den noch fehlenden Hauspfostmeister, und auch er machte seine Sache gut. Er kommandierte mit den Augen und winkte mit dem kleinen Finger; die Lafaien flogen. Aber er war nicht zufrieden mit den Anordnungen des Hofchefs: Durchlaucht hatten zwar Wünsche laut werden lassen,

doch man hätte ihnen respektvollsten Widerstand entgegen-
setzen müssen. Es war unglaublich, daß sich allerhand Per-
sonal an einem der Tische zusammensand, Personal, weiß
Gott: der Rentmeister, die Inspektoren, die Volontäre, die
Oberförster . . . Gehörte sich das? Das war demokratisch,
das war ein plebejischer Zug, das war eines Beyfuß würdig.
Dennor stieß die Zähne, wenn er Weyfuß sah; den Mann
haßte er. Er haßte auch Artern; er trug viel Haß im Busen.

Es war draußen noch ganz hell. Ueber den Rasenflächen,
den Blumenparterres, dem jungen Wipfelgrün lag leuchten-
der Sonnenschein. Man nahm den Kaffee auf der Park-
terrasse. In das Bild kam Watteaustimmung. Man setzte sich
auf die Sandsteintufen der Freitreppe, ein paar kede junge
Damen streckten sich in das Gras, man griff schon wieder
zum Weisenpiel, die lichten Röcke der Damen flatterten.
Vollo rief Jost heran, den er mit Velten im bunten Gewühl
entdeckte; er zog ihn in die Säulenhalle des Portikus.

„Lieber Junge,“ sagte er, „ich habe dir noch gar nicht
so recht von Herzen gratulieren können, daß du glücklich durch
das Examen gekommen bist. Und nicht bloß glücklich, auch
glänzend. Leuchte der Gotterneggs, du erbiffest eine neue
Aera! Bis in die graue Vorzeit hinein hatten die Gotterneggs
einen Horror vor jedweder Prüfung. Nun ist der Damm
gebrochen. Steht es fest, willst du nach Göttingen?“

„Es steht fest, Vollo, und Velten kommt mit.“
„Bravo; dann bin ich beruhigt. Sonst würde ich mich
doch ein wenig sorgen, weißt du —“

Jost lachte. „Vollo, seit wann denkst du meiner so
väterlich? Seit du Ehemann geworden bist? Du kannst
wirklich beruhigt sein, du kannst es. Sieh, wie gesund ich
bin. Es war kein Winter des Mißvergngens, sondern der
Abhärtung. Manchmal warf es mich hin, aber ich stand
wieder auf; ich glaube, es ginge nicht weiter, Velten half
mir auf die Beine; ich bin nachfüßig im Schnee marschiert,
ich stand ohne Mantel im Sturm, ich badete bei grimmiger
Kälte. Besegnet sei das Wasser, es lebe der Bararer Kneipp!
Spüre meine Muskeln; wollen wir boren?“

„Es muß nicht gleich sein. Du hast dich sichtlich erholt,
Jost, das ist zweifellos. Es hätte anders kommen können,
aber ich beuge mich der Tatsache. Du siehst vortrefflich aus.
Ich habe auch nichts gegen Göttingen; du wirst vernünftig
sein und dein Telemach ist bei dir. Ich wollte dir etwas
andres sagen. Es ist selbstverständlich, daß ich nunmehr, wo
mir reichliche Mittel zu Gebote stehen —“

Eine rasche Handbewegung Josts unterbrach den Fürsten.
„Pardon, Vollo — ich weiß, was du sagen willst. Es ist
nicht nötig. Dunkel Herrfurth hat aus einer alten Erbschafts-
regulierung, ich glaube noch von der Mutter her, eine Art
Leibrente für mich herausgeschlagen. Sie genügt mir voll-
ständig, ich brauche nicht mehr —“

Vollo fuhr ein wenig nervös auf, und seine Finger
zapften an den blonden Schnurrbartspitzen. „Was heißt
das — eine Art Leibrente? . . . Davon müßte ich doch auch
wissen. . . . Aber — aber selbstverständlich, ich zwinge dir
nichts auf; wenn du meiner bedarfst, schreibe mir — eine
Zeile genügt —“

„Sehr gütig, Vollo. . . .“ Jost nickte ihm freundlich zu
und zog sich rasch zurück; ihm lag daran, dies Gespräch ab-
zubrechen. Er suchte Otto, den er schließlich hinter einem
Pfeiler entdeckte, im Begriff, sich eine Zigarre anzuzünden.

„Mich roochert,“ sagte Otto; „aber die fürstlichen Pa-
pynas sind mir zu schwer; da tobate ich mir in aller Heim-
lichkeit ein eigenes Kraut an. O Jost, welche Herrlichkeit!
Mir schwirrt mein armer Kopf. Ich habe beim Diner Dinge
gegessen, die mir noch nie vor Augen und Mund kamen; ich
spröste das Dessert von silbernen Tellern; die Diener kläster-
ten mir Weinmarken in das Ohr, daß ich mich innerlich vor
Hochachtung verbengte. Ich komme mir unendlich adlig vor.“

„Spotte nicht,“ antwortete Jost finster. „Mich ekelt das
alles an. Ich weiß nicht, warum. Es kommt mir wie Blend-
werk vor. Vielleicht, weil der Glanz nur Reflex ist, vielleicht
auch, weil ich ihn nicht liebe und er mich unbehaglich stimmt.
Ach — diese, diese Frau, die ich Schwägerin nennen soll —“

„Jost, übertreibe nicht: sie ist eine prächtige Erschei-
nung —“

„Sie ist die geborene Bühnenprinzessin, die Operetten-
biva, wie sie im Buche steht. Ich kann sie nicht leiden, selb-
Wir haben drei Worte miteinander gesprochen, wir ver-
standen uns. Wir werden nicht warm werden. Lassen wir
das! Otto, mein Junge, abermorgen geht es nach Göttingen!
Velten hat schon durch einen Freund ein Quartier besorgen

lassen; zwei Schlafzimmer und ein gemeinsames Wohn-
gemach. Otto, ich juble vor Freude. Keine Fürstenkrone, aber
ein Stück goldener Freiheit. Salri, da fällt mir ein: ich
habe deinem Vater das alte Hansbuch noch nicht wieder-
gegeben —“

„Du sollst es behalten, solange du willst: es sei in
guten Händen bei dir, läßt er dir sagen —“

„Schön. Ich nehme es mit. Ich wüßte Interessantes
dahinter, ein Unikum, irgend ein verschollenes Druckwerk.
Hain fährt es nicht an, ich finde es in keiner der Biblias
graphien. Aber die Untersuchung will Zeit haben. Wann
reist du wieder zurück?“

„Morgen früh. Wir haben eine neue Sammlung topo-
graphischer Präparate bekommen, deren Einreihung eilt.
Dann andere, pathologische, ganz wunderbare, Jost, die
noch behandelt und geschnitten werden müssen; das ist meine
Arbeit, und sie interessiert mich so, daß ich kaum die Zeit
erwarten kann, wo ich wieder den Mittel überziehe. Aber
man ruft dich. Heut bist du noch fürstliche Gnaden, über-
morgen der Student. Leb' wohl, Jost, sollten wir uns nicht
wiedersehen. Und, lieber Kerl, die Heimat bleibt dir: ist's
nicht das Schloß, so ist's die Burgmühle. Da finden wir
uns immer wieder. . . .“

Sie drückten sich die Hände. Mister Lennox kam, schaute
Otto über die Achsel an und meldete Jost unterwürdig:
Seine Durchlaucht der Herr Herzog wünschten Seine Durch-
laucht zu sprechen. —

Ein paar hundert Schritt weiter sagten sich noch zwei
Lebewohl. Annemarie war von einem ganzen Kubel junger
Offiziere, Diplomaten und Gutsbesitzer umschwärmt. Der
Strom der Gesellschaft umflutete sie. Man brachte ihr einen
Stuhl, ein Fußstöß, Kaffee, Vitore, Zigaretten. „Befehlen
Prinzessin einen Curassao?“ — „Wie viel Zuckerles, Durch-
laucht? Eins, zwei, drei, vier?“ — „Durchlaucht, diese Fuß-
bank ist bequemer; eine Anriazi, Durchlaucht, oder eine
Laserme?“ — „Durchlaucht, meine Schwester war auch im
Elisabethstift; sie sagt, da wäre es ganz famos, aber Ruhe
ohne Absätze und glatten Scheitel, und wer Sonntags aus-
gehen will, kriegt seinen Urlaubszeitel. . . .“ Es schwirrte
um sie her. Sie sah lustige Augen, aufgewirbelte Schnur-
härte, Spaulettenmonde und farbige Kragen; sie hörte das
Durcheinander zahlreicher Stimmen und hörte eigentlich gar
nichts. Sie war wie ein verschüchtertes Lämmchen in ihrem
weißen Kleide und mit dem aschblonden Strubel über der
Stirn. Was fragte man sie denn alles? Was sagte man
denn alles? Die ganze Terrasse mit ihren Farbenflecken
und ihrem schillernden Hin und Her schien sich plötzlich
drehen und kreiseln zu wollen.

Da fiel ihr Auge auf Grete. Die drängte sich ungeniert
zwischen den Gruppen hindurch, hatte die Hand erhoben und
winkte ihr. Ohne weiteres sprang Annemarie auf und gab
der bequemen Fußbank einen kräftigen Stoß.

„Untertänigst — das war mein Schienbein,“ sagte ein
schlanter Reitmeister.

„O — pardon. . . .“
„Keine Ursache, Durchlaucht, es war dennoch ein schönes
Empfinden. . . .“

„Wo wollen Durchlaucht hin? . . .“
„Darf ich Durchlaucht begleiten? . . .“ Aber sie war
schon auf und davon.

„Eine Feldbrosche,“ sagte der Reitmeister.
„Sie wird sehr hübsch werden,“ meinte ein anderer.
„Noch zu viel beaux de diable und zu viel Waise von
Lowood,“ urteilte ein Kammerherr und wiegte seine Glatze.
„Ein süßer Fisch, diese neue Cousine,“ bemerkte Fürst
Kofa; „gibt es denn hier keinen Kognat? . . .“ und er winkte
einem der Diener.

Grete und Annemarie flatterten die Treppe hinab. Man
wich den jungen Damen respektvoll aus, ein paar Fragen
tönten ihnen nach. Sie hörten nicht. „Konun,“ wiperte
Grete, „in die Boskettis und dann rechtsab unter die große
Eiche. . . .“ Ihre Füße stampften den Kies, die kleinen weißen
Stiefelchen knirschten über den Sand.

„Ach, Grete,“ lächelte Annemarie, „ich bin tot! Wenn
das die Gesellschaft ist, wenn das ebenso geht bei der
Prinzess Irene — das halt' ich nicht aus. Die Leute reden
ja nicht, sie schwabbeln. Sie fangen Sätze an und beenden
sie nicht. Und alle lächeln; wenn sie etwas ganz Ernsthaftes
sagen, sie lächeln.“

„Das ist der gute Ton,“ entgegnete Grete belehrend.
„Ich habe mich sofort hineingefunden. Ich habe mich aus-

gezeichnet amüsiert. Ich hatte einen Leutnant als Tischnachbar, einen Freiherrn auf "ih oder wiß, das war ein frecher Dachs. Einmal gab ich es ihm, gehörig, sage ich dir; er erstarbt; es saß. Aber es war ein unterhaltbarer Mensch, nur frech. Das scheinen sie vielfach zu sein. Annette, meine Lie, ich fahre ja morgen schon; Otto bringt mich bis Neuhaus; morgen ist alles zu Ende, wann werden wir uns wiedersehen?..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Musik der Argonnen.

Aus dem sechsten im Verlag von Julius Barb, Berlin, erscheinenden Buche von Bernhard Kellermann "Der Krieg im Argonnenwald". Mit Geleitwort und Orientierungslatte von S. R. S. dem Kronprinzen. Zum Besten der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Preis geb. 1,50 Mk.

Eine Armee, die angeichts solcher Schwierigkeiten nicht verzagt, die, mehr als das, noch vom lebendigen Willen, vorwärts zu dringen, durchglüht bleibt, hat Anspruch auf unsterblichen Ruhm in der Geschichte.

Die Armee liegt im Kampf, Tag und Nacht, Wochen und Monate. Es gibt hier keinen Sonntag, keinen Feiertag.

Donner kracht im Wald. Es sind Granaten, die einschlagen. Es sind Geschütze, die feuern. Das Echo poltert in den Schluchten. Gewehrschüsse knallen. In der Ferne im Wald huscht der Widerhall. Das Maschinengewehr prajelt wie das fürchterliche Bahnellappern eines Waldungeheuers. Die Granaten ziehen heulend und fliegend über die düsteren Höhen. Tag und Nacht lärmt es gespensterhaft in den Waldkluppen. Im Dicksicht trommelt der Tod.

Die Artillerie liegt im Walde versteckt. Mit sechs, acht Pferden werden die schweren Geschütze über die lehmigen Holzpfade geschleppt, hundert harte Hände greifen in die Speichen und wälzen die grauen Erzungeheuer in Stellung. Der Schweiß nützt in Nächten über das Gesicht des Mannes. Feuern sie, so zerreiht ihr Krachen den Berg, und die Granaten gurgeln und rauschen laut heulend über die Wälder. Antwortet der Feind, so splittern und krachen Keste und Bäume.

Das ist die Musik der Argonnen.

Ohne Pause, ohne jedes Atemholen gehen die Kämpfe weiter. Es sind die fürchterlichsten, blutigsten, die die Geschichte aller Kriege kennt. Es ist der erschöpfendste Kampf, der sich erdenken läßt.

Die offene Feldschlacht ist Kampf, Sieg und Tod in einen Tag gedrängt, in ein paar Tage. Der Mann gibt sein Bestes, sie ist vorüber. Triumph, Atemholen, neue Quartiere, neue Erlebnisse, neue Gegenden, neue Menschen. Der Grabenkampf dauert Monate, der Mann gibt sein Bestes, er ist nie zu Ende. Strapazen, Gefahren und Entbehrungen jeden Tag und jede Nacht. Kein weitläufiger Erfolg, kein herausgehendes Vorwärtstücken, keine neuen Quartiere, Gegenden, Menschen. Hier ist der Graben und darüber liegen die Drahtwerke und die Toten. Es ist immer das gleiche, gleich anstrengend, gleich ruhmvoll und der Tod in jeder Sekunde gleich nahe. Uebermenschliche Anstrengungen stellt der Grabenkampf an Offizier und Mann.

Bäue und Kompagnien, Bataillone, Regimenter fressen sich langsam durch den Wald, Schritt für Schritt. Sappe um Sappe, Graben um Graben müssen im blutigen Kampf genommen werden. Der Feind macht wütende Gegenangriffe und wird wieder und wieder geworfen. Zwischen den Drähten liegen die Toten in Haufen.

Anfangs waren die Gräben nichts als tiefe Rinnen im Waldboden. Sie wurden mehr und mehr ausgebaut. Je gewaltiger die Angriffsmittel wurden, desto widerstandsfähiger wurden die Stellungen errichtet. Je gewaltiger der Wille des Angreifers wurde, desto fester verankerte sich der Feind. Er baute Blockhäuser, die nur mit dem flachen Dach aus dem Boden ragten und bombensicher eingedeckt waren. Sie lagen versteckt im Gestrüpp, es waren unsichtbare Forts. Fort um Fort wurde ihm entrissen, aber fünfzig Meter dahinter hatte er seine neuen Festungen.

Nur der zäheste Wille wurde hier nicht nutzlos!

Man erwog den Gedanken, den Wald in Brand zu stecken und, günstigen Wind vorausgesetzt, den Feind mit Feuer und Rauch zu verzagen. Aber das nasse Holz brannte nicht und die Windströmungen im zerklüfteten Waldbachberge waren zu launisch und unberechenbar. Also blieb es beim Grabenkampf.

Die Gräben sind zerweicht. Vom Fuß bis zum Kopf ist der Mann mit Lehm beschmiert. Es regnet, tagelang, und das Wasser fließt bis an die Seite in den Gräben. Man bringt Kiste aus Knüppelholz an, aber das hilft nur wenig. Schlamm und Lehm ist die Behausung des Mannes, und selbst in den Unterständen bringt die Feuchtigkeit bis auf die Haut. Durchnäht steht der Mann am Gewehr, am Ausguck. Eingetüchelt in den lehmigen Mantel schläft er in der nassen Erde, die schmutzigen Stiefel an den Füßen.

Das Laub wurde weiß und braun und begann zu fallen. Man versprach sich eine bessere Sicht, aber Dicksicht und Dornen bliebert nahezu gleich undurchdringlich. Nun kam der Winter. Die Bäume bransten im Sturm. Es schneite. Aber der Schnee blieb nur wenige Tage liegen. Dann regnete es wieder. Und es regnete wochenlang ohne Pause. Die Gräben schwammen. Bis an die Hüfte fand der Mann zuweilen in Wasser und Schmutz. Pumpen wurden

eingebaut, allein das half nur wenig. Die Pfade und Wege waren Schlamm und Lehm. Knüppelwege wurden angelegt, Wege aus dicken Baumstämmen und Balken. Ueber diese Wege mußte alles geschleht werden, Nahrung, Munition, Trinkwasser, Post, Sprengladungen und Wurfmünen. Tauente und abertausende schwerer Granaten mußten zu den Batterien, auf Karren und in Schuchken, geschafft werden. Die Anstrengungen waren ungeheuer, eiserne war der Dienst. Ein paar Waldbahnen wurden im Laufe der Zeit durch den Wald gebaut und erleichterten die Transporte.

Und der Wald poltert, rumort, trommelt und hallt, Tag und Nacht.

Von kriegstechnischen Kleinigkeiten

plaudert Dr. Georg Stamm in Nummer 28 der beliebten Zeitschrift *Ueber Land und Meer* (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Wir entnehmen dem lehrreichen Aufsatz folgendes: Von der Reichhaltigkeit der unmittelbar hinter der vorderen Linie im Laufe des Stellungskrieges entstandenen Pionierlager macht sich der Laie kaum einen richtigen Begriff. Ausläufer feindlicher Geschosse müssen häufig dazu dienen, die Pfähle für die Drahthindernisse in den Boden zu rammen. Ehe besonders geeignete Jangen und starke ledernes Handschuhe zum Verlegen des Stacheldrahtes angeliefert werden konnten, waren Verletzungen der Hände an der Tagesordnung. Nachdem aber die Leute gelernt hatten, das stachelige Material, anstatt es mit bloßen Händen anzufassen, zwischen zwei Hölzchen zu klemmen und in dieser Weise zu verlegen, kamen selbst in dunkler Nacht keine Verletzungen mehr vor. Viele zum Teil recht droßliche Einfälle sind bei der Anlage von Warmvorrichtungen, die den heranrückenden Feind beizeiten anfländigen sollen, zur Anwendung gekommen. Wo keine Minenglöcher aufzutreiben sind, werden leere Konfektverpackungen durchbohrt, mit ein paar Steinen gefüllt und in gewissen Abständen auf Draht aufgereiht. Diese Drähte werden vor dem Drahthindernis in mehreren Reihen hintereinander kreuz und quer als Stofverdrähte auf kleinen Pfählen nahe am Boden verlegt. Die geringste Berührung verursacht ein weißhin hörbares Klappern und macht den lauschenden Wächtposten aufmerksam. Sehr groß ist die Zahl der Drahtscherekonstruktionen, um ein rasches Durchschneiden auch des härtesten Stacheldrahtes zu ermöglichen. An Stellen, wo die beiden Gegner oft nur wenige Meter voneinander entfernt sind, wo ein Arbeiten außerhalb des Grabens auch bei Nacht nicht mehr möglich ist, müssen mit Stacheldraht unweitete Wälsen, Spanische Reiter, an Stelle der fest in den Boden gerammten Pfähle als Träger des Drahthindernisses verwendet werden, die hinter der Linie fertiggestellt und dann aus dem Graben nach vorne herangeworfen und verankert werden. Da gelingt es denn nicht allweilen, das feindliche Drahthindernis zu angeln. Ein beliebtes Ziel für Scharfschützen sind auf nahe Entfernungen die Gucklöcher in feindlichen Stahlschildern. Um diese Gefahr zu verringern, haben unsere Gegner versucht, Gewehre so auszugestalten, daß der Schütze ruhig unten im Graben in voller Deckung stehen und dennoch zielen und schießen kann. Eine Spiegelvorrichtung, in geeigneter Weise hinter dem Gewehrlofen angebracht, läßt Biber und Ziel dem in Deckung stehenden Mann deutlich erscheinen, und eine Schmir führt zum Abzug, der mit der Hand nicht mehr unmittelbar erreicht werden kann. Reichlich sind die Truppen der vorderen Linie mit allerhand Schutzmitteln gegen die Wirkung herüberender Gase ausgerüstet; es gewährt einen grotesken Anblick, eine Gruppe solcher Käsefüller vor sich zu sehen. Für Patrouillen, die sich unbemerkt möglichst nahe an die feindliche Linie heranschleichen sollen, sind allerhand Ueberanzüge vorhanden, deren Farbe je nach der Jahreszeit und Farbe der Umgebung verschieden ist. Seit den Angriffen unserer Luftwaaffe auf die Hauptstädte unserer Gegner suchen diese ihr Luftsignalwesen nach Kräften auszubauen. So sind in der Umgebung von Paris eine Menge Dackposten eingerichtet worden, die das Veramachen deutscher Luftfahrzeuge rechtzeitig erkennen sollen. Große Schalltrichter, die leicht beweglich in einem Gefell nach allen Richtungen gedreht werden können, sollen dem Ohr das Geräusch übermitteln. Am Ende der Schalltrichter sind empfindliche Mikrophone eingebaut, von denen aus Hörrohre zu den Ohren des Beobachters führen.

Vermischtes.

Das reichste Kirchenviertel der Welt. Für "Rekorde" haben die Vereinigten Staaten von jeher geschwärmt, aber auf keinen sind sie stolzer, als auf den, den sich das New Yorker Millionärsviertel an der fünften Avenue geleistet hat. Dort liegt nämlich, wie der "Boston Transcript" entdeckt hat, das reichste Kirchenviertel der Welt. In nächster Nähe beisammen stehen da vier große Kathedralen und unterschiedliche kleinere Gotteshäuser, die durchgängig zahlreiche Millionäre zu ihrer Gemeinde zählen: die katholische St. Thomaskirche, die St. Bartholomäuskirche, die presbyterianische Kirche in der Ecke der fünften Avenue, die reformierte St. Nikolauskirche usw., die sämtlich je 160 000 bis 240 000 Mk. jährlicher Unterhaltungskosten verschlingen und über ungeheure Einkünfte verfügen. War es doch z. B. der St. Thomas-Gemeinde vor wenigen Jahren möglich, sich eine Kirche für 15 Millionen Mark zu bauen! Die vier- bis achtfache Höhe der Erhaltungskosten spenden die Millionärgemeinden für Missions-

zweck; in Jahren, wo die St. Thomaskirche 200 000 Mk. für sich gebraucht hat, hat sie 800 000 bis 1 600 000 Mk. für wohlthätige Zwecke gezeichnet. Allein die EpiskopalKirchspiele an der Süntien und an der Madion-Alvenne geben für Missionszwecke in den Ostvierteln der Riesenstadt jährlich eine Million aus. Bei alledem rüstet sich jetzt die St. Bartholomäusgemeinde noch zu einem Neubau ihrer Kirche; die Familie Vanderbilt hat ihr nämlich seinerzeit zum Gedächtnis für Cornelius Vanderbilt ein prachtvolles Portal im romanischen Stile gestiftet, und da dieses beibehalten werden soll, so soll sozusagen um dies Portal herum die ganze Kirche romanisch neugebaut werden. Der New Yorker Architekt Bertrand G. Goodhue hat bereits die Entwürfe zu der neuen Kathedrale fertiggestellt, deren Kosten die für die St. Thomaskirche aufgewandten Summen noch übersteigen dürften.

* Mit Juwelen geschmückte Zähne. Bei den vor einiger Zeit in der uralten Ruinenstadt Coban in der Republik Honduras angestellten Nachforschungen wurden auch viele altertümliche Grabstätten geöffnet. Man fand diese Stätten der ewigen Ruhe an ganz merkwürdigen Blagen, wo man sie im allerersten Augenblick erwartet hätte, nämlich — unter dem Pflaster von Höfen und unter dem Fundament der Häuser. Sie bestanden ohne Ausnahme aus kleinen, ganz vorzüglich gemauerten Kammern, deren Dach nur wenig gewölbt war und meistens aus einer großen Steinplatte bestand, die gut schließend über die vertikalen, ziemlich starken Mauern gelegt war. Jede dieser Kammern enthielt ein, auch zwei Skelette, die jedoch bei der leisesten Berührung zu zerfallen drohten. Die Körper hatte man offenbar nur in Leichentüchern gehüllt und in diesen unterirdischen Gewölben beigesetzt, indem man sie in voller Länge auf den Boden legte. Leider ließen sich an diesen Leiberresten einstigen Lebens keine besonderen Kennzeichen mehr feststellen, die Aufschluß über die physische Beschaffenheit jener Menschen gegeben hätten. Doch eine Tatsache von großem Interesse in Bezug auf die Lebensgewohnheiten der alten Bewohner kam dabei ans Tageslicht: die Sitze, ihre Vorderzähne mit echten Steinen auszuschnüden. Obwohl man nicht an allen Gebeinen diese merkwürdigen Verzierungen wahrnehmen konnte, so ließ sich doch konstatieren, daß jenes Verfahren ziemlich weit verbreitet gewesen ist.

Be herrlich.

— Die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ gibt in ihrer Nr. 3793 wieder, mit allen Vorzügen der modernen Illustrationstechnik ausgestattet, ein ebenso anschauliches wie wahrheitsgetreues Bild von dem schweren Ringen draußen in Friedensland. Einen besonderen Vorzug der Kriegszeit bildet die Mitarbeit zahlreicher Künstler, die entweder als Kriegsteilnehmer mit der Waffe in der Hand oder als Sonderzeichner im Dienste des Blattes den Geschehnissen auf dem Fuße folgen. Sie geben in ihren immer musterhaft reproduzierten Bildern stets den Niederschlag persönlichen Erlebens. Im vorliegenden Heft sind u. a. Fritz Grottemeyer, Hermann Sourell, Professor Hans B. Schmidt, Berthold Adolph, Georg Schöbel, Felix Schwormstadt, Wilhelm Schreuer, Georg Macco, Curt Viebich und Kurt Hasentamp, alles Mäler von hervorragendem Ruf, mit zahlreichen Zeichnungen und Skizzen vertreten. Es ist schwer, aus der Fülle dieser Arbeiten einige herauszugreifen. In erster Linie springen in die Augen die farbigen Blätter von einem Flug über die englischen Stellungen in Flandern, sowie vom Brande von Schanahale Ende April 1915 anlässlich der englisch-französischen Dardanellen-Offensive. Weiter sei hingewiesen auf eine zweifarbige Doppelseite von Felix Schwormstadt, die eine malerische Szene an Bord eines Großkampfschiffes während der Kohlenübernahme zeigt. Professor Georg Schöbel schildert in 15 Bleistiftzeichnungen eine Reihe interessanter Szenen aus einer Beutesammelfeststellung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Mit dem Stil des Zeichners wetteifert die Kamera des Hochbildners, dessen Werke in der „Illustrierten Zeitung“ ebenfalls gut vertreten sind. Unter den textlichen Beiträgen der vorliegenden Nummer fesselt besonders der zweifarbige, reich illustrierte Aufsatz von Dr. B. Dix über die Genter Hochschule. Professor Dr. W. Dibelius behandelt, ebenfalls von Illustrationen unterstützt, das jetzt so zeitgemäße Thema „Deutschland und Shakespeare“ anlässlich der 300. Wiederkehr des Todestages des berühmten englischen Dichters am 23. April dieses Jahres. Ferner enthält das Heft noch eine lebenswerte Plauderei von Professor Dr. Eduard Engel „Deutscher Krieg und deutsche Sprache“.

— Die Doktor-Ehe, eine akademische Heiratsgeschichte in Bildern und Versen von Max Brinkmann. (Verlag von H. Hofmann & Co., Berlin). Max Brinkmann, der „m. br.“ des „Kladderadatsch“ und Verfasser des „Corps Schlammponia“ und anderer lustiger Bücher, erscheint mit diesem neuen heiteren Sange nach längerer Pause einmal wieder auf dem Büchermarkt. Sein fröhliches Herz, sein kräftiger gesunder Humor zeigen sich in seiner Doktor-Ehe von der besten Seite. Er betrachtet die moderne Ehe zwischen zwei Gelehrten von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, zeigt vor allem die heiteren Momente, die sich aus dieser ehelichen Verbindung selbst und aus den Gegenlägen ergeben zwischen solch einer Ehe und den Ehen nach altväterlicher Anschauung. Er tritt keiner Partei zu nahe, überläßt es vielmehr dem Leser, sich seine Schlüsse selbst zu ziehen.

— Shakespeares Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tied. Herausgegeben, nach dem englischen Text revidiert, mit Biographie und Einleitungen versehen von Prof. Dr. Wolfgang Keller. 15 Teile in 5 Leinenbänden Mk. 11,50. — Zum dreihundertsten Todestag des größten aller Dramatiker erscheint diese neue, vollständige Shakespeare-Ausgabe in Vongs Goldener Klassiker-Bibliothek“. Mitten in dem gewaltigsten Krieg, der je über die Erde tobt, ist sie entstanden, diese von echt deutschem Gelehrtengeist befeelte große Gesamtausgabe des britischen Dichters! Aber freilich — Shakespeare ist längst Besitz unseres Volkes geworden, weit mehr unser eigen, als Eigentum der Engländer. Deutsche Dichter haben seine hehre Größe entdeckt, seit hundertundfünfzig Jahren hat die deutsche Shakespeareforschung sich um den großen Briten bemüht, wie keine andere in der ganzen Welt. Deutsche Dichter haben ihn immer wieder überseht, aus seinen Werken die Regeln der dramatischen Kunst abgeleitet; deutsche Schauspieler haben mit tiefster eindringender Psychologie seinen Gestalten auf der Bühne Leben in Fleisch und Blut gegeben. Die Kellersche Ausgabe ist trotz aller Vollständigkeit eine streng wissenschaftlich, kritisch ernstzunehmende. Mit gutem Rechte hat Keller entgegen manchen neueren Versuchen sich an die Schlegel-Tiedsche Uebersetzung gehalten und nur mit großem Geschick da verbessert und ergänzt, wo offenbar Irrtümer vorliegen. In dieser Form lebt nun einmal Shakespeares Geist unter uns, und darum soll man an ihr, die ja hohe dichterische Qualitäten besitzt, nicht rütteln. Vielleicht am dankenswertesten ist die Vergabe der kaum bekannten beiden Epen Shakespeares „Venus und Adonis“, „Lucretia“, sowie der Sonette, wofür das Persönliche, was der Dichter uns hinterlassen hat. Die Epen gemahnen in der Pracht der Farben und Bilder an köstliche alte Gobelins; die Sonette aber geben uns in Wahrheit erst den ganzen Dichter, die Persönlichkeit, den Menschen. Eben um dieser Vergaben willen, die den anderen Shakespeare-Ausgaben größtenteils mangeln, wird die Gesamtausgabe in Vongs Goldener Klassiker-Bibliothek“ ihren Rang sich wahren.

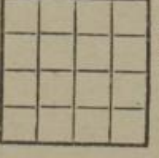
— „Nationale Rundschau“, Zeitschrift für deutsches Geistesleben (Herausgeber M. Rogge. Verlag Georg Kornhals, Buchhandlung, Berlin-Wilmersdorf, Mohlstraße 49). Einzelnummer 50 Hg. — Das soeben erschienene Heft 9 leitet in äußerst fesselnder Weise wiederum eine zeitgemäße „Rundschau“ ein, die sich in der Hauptsache mit der politischen Lage und der wichtigen Nahrungsmittelfrage beschäftigt. Ein Hauptteil des Heftes ist den Zeiten des großen Preußenkönigs Friedrich gewidmet. Der bekannte Historiker Professor Dr. Volz behandelt in eingehender und allgemein verständlicher Art „Friedrich des Großen historische Schriften im Lichte der modernen Forschung“, während des Königs prächtiges Kesselspiel „Amors Tempel“ in erstmaliger Uebersetzung von Wilhelm Rath und Friedrich II. von der leichtesten literarischen Seite zeigt. Einen eigenartigen Gedanken ruft uns sodann Dr. Emil Schulz in seinem oft fast dramatisch packenden Aufsatz „Courvières“ ins Gedächtnis. Ein Nachruf für den ersten Mitarbeiter der Zeitschrift, Oberleutnant z. D. Prof. Pochhammer, und eine Bücherchau beschließen das Heft.

— Heft 73 und 74 des „Völkerrieg“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart, herausgegeben von Dr. C. O. Vaer), schildern die Kämpfe an der kältnerischen Grenze und die drei Hronzschlachten. Jeder Leser der glänzend geschilderten Ereignisse wird erkennen über das, was unsere Bundesgenossen an der italienischen Front an Entwicklung höchster kriegerischer Vorzüge leisten und gern bekennen, daß ihre Taten am Hronz den glänzendsten Erfolgen unserer eigenen Heere gleich zu werten sind. Bei solcher Lektüre sind uns die schönen photographischen Bilder eine umso liebere Zugabe, als sie uns gleichsam zu Besuch führen zu den Kämpfern, die wir so sehr lieben und hochachten gelernt haben.

— Nr. 17 der „Welt-Literatur“ (Verlag Walter C. F. Birch, München), die wöchentlich zu 10 Hg. erscheint, bringt einleitend eine Selbst-Biographie des unlängst in München verstorbenen Herausgebers der „Jugend“, Dr. Georg Birch, sowie eine Auswahl aus dem reichen Schatz seiner hinterlassenen Werke, die leider nur zu wenig bekannt sind.

— Band Nr. 1058 von Kürchners Bücherkatz: „Im Doktorhause.“ Roman von E. Gräfin von Baudissin. — 110 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfennig. — Hermann Pölgel Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Magisches Quadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A B B E L L N N N O O R Y derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:
 1. Insel im Mitteländischen Meere.
 2. Französische Handelsstadt.
 3. Städte der Erquickung.
 4. Weiblichen Vornamen.
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer!
 Baden, Baden.